



Erschienen: 2014; als Ebook in allen gängigen online-Shops erhältlich in den Formaten pdf, mobi und epub; 279 Seiten (pdf)

Josh Hoyle, Geschäftsführer eines Pharmaunternehmens, ist spurlos verschwunden. Der alternde Privatdetektiv Carl Leman wird beauftragt, den Vermissten zu suchen. Als die junge Reporterin Jessica seine Wege kreuzt, erfährt er, dass Hoyles Unternehmen in Afrika illegale Tests mit einem neuartigen Medikament gegen Ebola durchführt. Gewaltexzesse und ein Sumpf aus Lügen und Korruption erschweren die Ermittlungen und Carl muss erkennen, dass die aufdringliche Jessica selbst in den Fall verstrickt ist und mehr über seine dunkle Vergangenheit weiß als ihm lieb ist.

Dies ist der letzte Band der Carl-Leman-Trilogie, die aus drei in sich abgeschlossenen Geschichten besteht. An manchen Stellen in diesem Buch habe ich andeutungsweise auf den ersten Band „**Dual Life – Doppelleben**“ und den zweiten Band „**Double Standard – Doppelmoral**“ Bezug genommen – aber sicher noch nicht zu viel verraten.

Der Deutsch-Amerikaner Peter Brentwood, Jahrgang 1963, studierte Medizin und Biologie. Seine Kriminalromane haben oft einen wissenschaftlich-medizinischen Hintergrund. Die Handlung verlagert Brentwood gerne an Schauplätze, die er selbst bereist hat. Dabei liebt es Brentwood, die Grenzen zwischen Gut und Böse verschwimmen zu lassen, wobei am Ende nichts ist, wie es scheint.

www.facebook.com/peter.brentwood.9

twitter.com/brentwood_peter

Für weitere Infos verweise ich auf meine Autorensseite:

<http://peterbrentwood.weebly.com/>

Peter Brentwood, im November 2014

Die nun folgende Leseprobe umfasst die ersten drei Kapitel:

Ein grauenhafter Fund

»Elender, feiger Hosenscheißer!«

Sheriff Ronald Hurd knallte den Hörer auf die Gabel und blickte auf das Konterfei des Präsidenten, das, wie in jeder Amtsstube üblich, neben seinem Schreibtisch an der Wand hing.

»Ja, Dich meine ich! Unsere Jungs in den Krieg schicken, aber selbst nicht das kleinste Risiko eingehen!«

Der Sheriff wusste, wovon er sprach. Sein ältester Sohn war mit einem Granatsplitter in der Wirbelsäule aus dem Irakkrieg zurückgekommen und saß seitdem im Rollstuhl. Eine kleine Brücke, über die eine unbedeutende Nebenstraße in seinem County führte, trug seit drei Jahren den Namen eines seiner Neffen – welche Ehre für einen in Afghanistan gefallenen Soldaten! Gab es überhaupt genügend Brücken in den Vereinigten Staaten, um jeden Gefallenen zu verewigen?

In wenigen Tagen war in seinem Distrikt eine Veranstaltung geplant – eine Ordensverleihung! Wenn Hurd das nur schon hörte! Der Präsident oder zumindest sein Vize würde anwesend sein. Ein Vorkommando des Secret Service war bereits vor Ort und stellte alles auf den Kopf. Die genaue Route des Präsidentenkonvois wurde geheimgehalten. Daher wurde jeder Gullydeckel im Ort angehoben und anschließend versiegelt. Experten untersuchten die Straßenzüge nach potentiellen Ansitzen, von denen aus ein Sniper freies Schussfeld hätte.

Und jetzt das! Die Außenbordkamera eines Hubschraubers hatte in einem Waldstück neben der Straße ein verdächtiges Objekt ausgemacht. Sheriff Hurd hatte telefonisch die Koordinaten und per e-Mail ein Foto bekommen, verbunden mit der Aufforderung, er habe unverzüglich die Fundstelle zu untersuchen. Und das kurz vor Dienstschluss! Fuck!

Hurd druckte das Bild aus und versuchte sich zu orientieren. Obwohl er die Gegend wie seine Westentasche kannte, dauerte es eine Weile, bis er die kurvenreiche Straße und die Schlucht einer Stelle im Norden seines Bezirks zuordnen konnte. Von oben sah doch alles ganz anders aus. Die Detektoren hatten einen metallischen Gegenstand neben der Straße erfasst. Der verschwommene Fleck in der dichten Vegetation auf dem Foto konnte alles Mögliche sein: illegal abgelagerter Müll, ein Schrottauto aber auch ein notgelandetes UFO oder die von einem Taliban platzierte Bombe. Da konnte die gepanzerte Limousine des Präsidenten unmöglich vorbeifahren! Das wäre zu riskant gewesen! Elender, feiger Hosenscheißer!

»Harper, mitkommen!«

»Was liegt an?«

»Erzähl' ich Dir im Wagen.«

Ohne weitere Fragen zu stellen, folgte der Deputy seinem Vorgesetzten. Die Fahrt hätte bei schönem Wetter zehn Minuten gedauert. Aber es schüttete wie aus Eimern, die Scheibenwischer liefen auf Hochtouren.

»Wenn da der alte Pickett wieder Müll hingekippt hat, dann kann er was erleben!«

Hurd musste sich auf die Fahrbahn konzentrieren, was ihn nicht daran hinderte, am laufenden Band Verwünschungen und Flüche auszustoßen.

»Und das alles wegen einer Ordensverleihung! Wenn der Präsident einem dieser Ganoven einen Orden in den Arsch stecken will, dann soll er das im Oval Office tun, aber nicht in meinem Bezirk!«

»Wer bekommt denn da einen Orden?«, wollte Harper wissen.

»Frag mich was Leichteres!«, grunzte Hurd, »mich interessiert nur, wann diese Schwanzlutscher vom Secret Service hier wieder verschwunden sind.«

»Hier muss es sein«, sagte Harper nach zwanzig Minuten.

Die beiden Beamten zogen ihre Regencapes über, bevor sie den Wagen verließen.

»Was soll hier sein?«, fragte Hurd ungehalten. »Wollen die uns verarschen?«

»Es muss da unten sein!« Harper verglich das Gelände mit dem vom Regen aufgeweichten Foto und deutete auf den steilen Abhang neben der Straße.

Die Männer blickten auf eine graugrüne Wand aus Büschen, Bäumen und Regen. Nichts war da zu sehen! Gar nichts!

»Shit!«, fluchte Hurd, als er auf dem abschüssigen Gelände auf dem nassen Gras ausrutschte und mit der Hand in eine feuchte, weiche Masse griff. Jemand musste einen angebissenen Hamburger aus einem fahrenden Fahrzeug geworfen haben und dieser klebte nun zwischen seinen Fingern. Der Gewitterregen, der momentan über den beiden Männern niederging, wirkte wie eine Dusche. Sheriff Hurd brauchte seine Hände nur auszustrecken.

Der jüngere Harper bewegte sich etwas geschickter auf dem abschüssigen Gelände und erreichte den Waldrand als Erster. Die frisch-grünen Frühjahrestriebe der Vegetation ragten in den Himmel. Vergeblich hielt Harper nach geknickten Ästen Ausschau. Inzwischen hatte auch der fluchende Sheriff den Waldrand erreicht.

»Hier ist es!«, rief Harper, als er die Zweige einiger Büsche etwas zur Seite gebogen hatte.

»Fuck!«, rief Hurd. Das Heck eines Wagens war hinter der wuchernden Vegetation zum Vorschein gekommen. Die Hypothese 'da hat jemand sein altes Schrottauto entsorgt' verwarf er sofort, als er das verdrehte Zulassungsschild entdeckte. Der Wagen war in Pennsylvania zugelassen.

»Wie zum Teufel sollen wir um den Wagen herumkommen?«

Die Frage war berechtigt, denn die Natur war auf dem besten Wege, sich von allen Seiten dieses Fremdkörpers zu bemächtigen. Hurd zwängte sich auf der Beifahrerseite zwischen das Blech und die nassen Zweige. Sein Regencape blieb an

einer scharfen Blechkante hängen.

»Fuck!«

Wieder war Harper, der den gleichen Versuch auf der Fahrerseite unternahm, schneller. Das mit Lehm und Erde verschmierte Seitenfenster war teilweise zerbrochen. Vergebens rüttelte er am Türschloss. Die Karosserie war verzogen. Der fluchende Hurd war erst an der hinteren Tür auf der Beifahrerseite angelangt. Es dämmerte bereits. Zudem verdunkelten der Regen und die dichte Vegetation die Szenerie. Harper knipste seine Taschenlampe an und leuchtete in das Wageninnere.

»Scheiße! Ronald, da sitzt noch einer drin!«

»Was heißt, da sitzt noch einer drin?« Hurd versuchte die hintere Tür zu öffnen und war wenigstens damit erfolgreicher als sein Deputy.

»Fuck!« Diesmal war es kein Fluch, sondern ein Ausdruck höchster Verwunderung, der über Hurds Lippen kam.

»Wie lange sitzt der schon so da?«, fragte Sheriff Hurd, als er die hinter dem Steuer eingeklemmte Person näher betrachtete.

»Schwer zu sagen«, antwortete Harper. »Wir müssen die Spurensicherung verständigen. So wie der aussieht, hat er hier überwintert. Der Wagen muss von der Straße abgekommen und die Böschung heruntergerutscht sein. Die dichte Vegetation hat ihn verschluckt.«

»Könnte sein«, stimmte Hurd zu, »am Straßenrand ist keine Leitplanke. Wenn er genau zwischen den Begrenzungssteinen durchgefahren ist, hat er keine Spuren hinterlassen. Möglicherweise hat er den Unfall überlebt und hätte gerettet werden können, wenn er entdeckt worden wäre.«

»Warum hat er nicht sein Handy benutzt?«, fragte Harper.

»Sehen Sie hier irgendwo ein Handy?«

Jetzt hatte auch Sheriff Hurd seine Taschenlampe gezückt. In fast dreißig Dienstjahren hatte er schon so manches gesehen. Aber das hier! Die Gestalt auf dem Fahrersitz sah aus wie eine Mischung aus Mumie und Zombie. Eine dunkle, lederartige Haut überzog die Knochen, die schütterten Haare wirkten wie vertrocknetes Gestrüpp. Die Augenhöhlen waren leer, die Augäpfel entweder herausgepickt oder eingetrocknet. War das ein Mann oder eine Frau? Beim Aufprall musste der Fahrer oder die Fahrerin mit dem Mund gegen das Lenkrad geprallt sein, denn die Reste des zersplitterten Oberkiefers ruhten auf dem Mittelsteg des Lenkrades. Die Zündung des Airbags schien versagt zu haben. Der Unterkiefer fehlte völlig, ebenso der linke Arm. Schwarzbären, Koyoten, Raben und Geier, die gesamte Raubtierfauna der Umgebung hatte den Kadaver als willkommene Bereicherung des kargen winterlichen Speisezettels genutzt.

»Die Windschutzscheibe ist nur gesplittert. Die Seitenscheibe war nach dem Unfall wohl noch intakt«, meinte Harper.

»Wie kommen Sie darauf?«, wollte Sheriff Hurd wissen.

»Wäre die Scheibe zerbrochen gewesen, hätten Fliegen auf der frischen Leiche ihre Eier abgelegt. Dann würde hier nur noch ein Skelett sitzen und der Boden des Fahrzeuges wäre übersät mit Fliegenpuppen.«

»Sind Sie etwa Forensiker?« Hurd hasste es, von jüngeren Kollegen belehrt zu werden.

»Fortbildung in Cleveland«, kam als knappe Antwort.

Wohl oder übel musste Hurd seinem Deputy Recht geben. Das von ihm beschriebene Szenario erklärte die Mumifizierung der Leiche. Die Seitenscheibe könnte später eingeschlagen worden sein. Schwarzbären waren Meister im Aufbrechen von Autos, in denen sie etwas Fressbares vermuteten. Oft genug hatte Sheriff Hurd die Anzeigen argloser Touristen aufnehmen müssen, deren Autos auf

einsamen Wanderparkplätzen und idyllisch gelegenen Campingplätzen aufgebrochen worden waren. In einem Fall hatte sich ein Bär durch die Polster der Rückbank bis in den Kofferraum vorgearbeitet, und sich dort über den sicher geglaubten Picknickkorb hergemacht.

Sheriff Hurd streifte sich einen Einweghandschuh über und griff in die Innentasche des Sakkos, oder in das was davon noch übrig war. Zum Vorschein kam etwas, das einmal eine Briefftasche gewesen sein konnte.

»Sollten wir nicht lieber auf die Disease Prevention Task Force warten?« Harper gab sich wirklich alle Mühe, seinem Boss auf die Nerven zu gehen.

»Überprüfen Sie lieber mal das Kennzeichen!«, bügelte Hurd den Vorschlag des jungen Quertreibers weg. Dieser erklimmte die rutschige Grasböschung, um über Funk die Abfrage zu starten, während Hurd begann, den Inhalt der Briefftasche zu untersuchen. Während die Hülle zwischen Hurds Fingern zerbröselte, kamen Führerschein und diverse Plastikkarten zum Vorschein.

Auf die DPTF warten! So weit kam es noch! Seitdem vor etwa einem halben Jahr ein junger, mit Ebola infizierter Afrikaner über Newark in die Vereinigten Staaten eingereist und unzählige Kontaktpersonen angesteckt hatte, spielten alle verrückt. Eine Disease Prevention Task Force war gegründet worden und musste bei jedem Leichenfund verständigt werden. Dass diese Leiche wahrscheinlich schon wesentlich länger als ein halbes Jahr hier im Auto saß, würde kein Schwein interessieren. Eines stand für Hurd fest: hätte der Secret Service nicht in seinem Bezirk herumgeschnüffelt und mit Hubschraubern alles abgesucht, das Autowrack hätte noch einen weiteren Winter hier verbracht und ihm jede Menge Papierkram erspart.

»So, ich hab's. Der Wagen ist in Erie zugelassen«, meldete Harper dienstbeflissen, nachdem er erneut beim Wrack erschienen war.

»Ein gewisser Carl Leman ...«, ergänzte Hurd, nachdem er den Führerschein aus

der Schutzhülle gezogen und den Namen des Inhabers gelesen hatte.

»Genau!«

»Das stimmt mit den Papieren überein. Armes Schwein!«, murmelte Hurd, während er den Führerschein in der Hand hielt und als nächstes eine Lizenz aus den Überresten der Brieftasche zog, die den Inhaber als Privatdetektiv auswies.

Acht Monate zuvor ...

Nach fast vierzig Jahren im Polizeidienst in Kalifornien und Nevada hatte Carl Leman die Schnauze gestrichen voll gehabt und den Dienst quittiert. Dienstliche wie auch private Gründe hatten ihn zu diesem Schritt bewegt. Danach wollte er nur noch weg – weit weg. Er hatte sich im Osten der Vereinigten Staaten in Erie am Ufer des gleichnamigen Eriesees ein Haus gekauft und besserte seine Altersversorgung mit Gelegenheitsjobs als Privatdetektiv auf. Mit seinen einundsechzig Jahren hatte er sich eine neue Freizeitbeschäftigung gesucht und war dem APN, dem American Preppers Network beigetreten.

»Wohin mit den Konserven, Carl?«

»In die neuen Stahlregale rechts im Bunker,« antwortete Carl und ergänzte: »Aber Alan, sortiere die Dosen nach dem Haltbarkeitsdatum. Die Ältesten nach vorne.«

»Klar doch, wie immer!«

Die 'Preppers' präparierten sich – überall in den Vereinigten Staaten. Sie bereiteten sich auf den Tag des Zusammenbruchs vor. An der Westküste war es die Angst vor einem zerstörerischen Erdbeben der Stärke neun, an der Golfküste die Furcht vor einem durch den Klimawandel ausgelösten Super-Hurrikan und in den Ballungszentren die Panik vor einem erneuten 'elften September'. Geologen sagten den Ausbruch eines unterirdischen Supervulkans im Gebiet des Yellowstone

Nationalparks voraus. Die Ukraine-Krise könnte sich zu einem Atomkrieg ausweiten, sobald jemand aufs Knöpfchen drückte. Vielleicht stand ja auch eine Revolution islamistischer Gotteskrieger oder die nächste Weltwirtschaftskrise bevor. Egal, was passierte, die Preppers waren präpariert – oder besser gesagt gerüstet.

Carl Leman organisierte den Aufbau eines Prepper-Camps im Allegheny National Forest – etwas abgelegen, aber von einer Großstadt wie Pittsburgh innerhalb von knapp zwei Stunden erreichbar. Hier konnten bis zu fünfzig Personen etliche Wochen überleben, sofern sie mit Konserven und eingeweichtem Trockenfutter Vorlieb nahmen. Durch das Camp floss ein Bergbach mit frischem Quellwasser. Dennoch war ein Wasserreservoir stets bis zum Rand gefüllt. Der Bach könnte ja verseucht oder vergiftet werden. Solarpanel, Wasser- und Windräder sicherten eine minimale Stromversorgung. Die auf dem Gelände befindlichen Gebäude einer verlassenen Farm und einige Waldhütten dienten nur der Zierde. Zuflucht fanden die Bewohner im Ernstfall in einer verzweigten, unterirdischen Bunkeranlage, die in Arbeitseinsätzen am Wochenende stetig erweitert wurde.

»... und die Zementsäcke?«, wollte Alan wissen.

»Die bleiben im Schuppen. Ich gieße nächste Woche die neuen Sockel für weitere Zaunpfähle.«

Geplant war, das Gelände durch einen drei Meter hohen, von einem Stacheldraht gekrönten Zaun zu sichern. Nur Mitglieder des Preppers Network sollten Zutritt haben. Im Katastrophenfall, da waren sich die Preppers einig, würde sich rasch eine Zweiklassengesellschaft bestehend aus Mitgliedern und Nichtmitgliedern etablieren. Die einen wären im Camp und hätten alles was sie brauchten, um ihre Ressourcen gegen alle anderen, die ins Camp wollten, notfalls mit Waffengewalt verteidigen.

Aber dieser Zaun war noch lange nicht fertig. Während die meisten Mitglieder in Carls Prepper-Gruppe berufstätig waren und nur am Wochenende Zeit hatten,

arbeitete Carl auch unter Woche im Camp – sofern er keinen Auftrag als Privatdetektiv hatte. Lemans gebräunte und zerklüftete Gesichtslandschaft passte eher zu einem Farmer, der sein Leben im Freien mit harter körperlicher Arbeit verbracht hatte. Seine hochgewachsene, hagere Gestalt harmonisierten mit diesem Gesicht. Carl Leman war alles andere als übergewichtig, aber in seinem Alter musste er sich körperlich fit halten und da kamen ihm die anfallenden Bauarbeiten gerade recht.

»Alan, ich besorge nächste Woche zehn Stacheldrahtspiralen. Die spannen wir um das Camp, bis der Zaun fertig ist. Danach wird der Stacheldraht unseren Zaun krönen.«

»Ich dachte, Du wolltest den Zaun unter Strom setzen«, meinte Alan.

»Wollte ich auch. Aber im Ernstfall brauchen wir den Strom anderweitig.«

Moanda, Gabun

»Bevor ich Sie im Namen der Pittsburgh Biotech Incorporated zu einem kleinen Imbiss einladen darf, lassen Sie uns noch einen Blick in unsere Mutter-Kind-Klinik werfen!«

George Dunham war ganz in seinem Element. Als Forschungsleiter und stellvertretender Geschäftsführer der aufstrebenden PBI, der Pittsburgh Biotech Incorporated führte er eine Gruppe von Journalisten durch die von seinem Unternehmen finanzierte 'Urwaldklinik' in Afrika.

»Wir fühlen und handeln ganz in der Tradition von Albert Schweitzer«, säuselte der kurzatmige und übergewichtige Dunham, während er seine Besucher durch die angenehm klimatisierten Behandlungsräume der Klinik führte. »Lambaréné ist etwa fünfhundert Kilometer von hier entfernt. Leider ist das vor hundert Jahren von Schweitzer gegründete Krankenhaus veraltet und vom Verfall bedroht. Hier dagegen

stehen alle Apparate der modernen medizinischen Diagnostik zur Verfügung, um Krankheiten bei Müttern und Kindern schnell zu erkennen und die richtigen Behandlungsmaßnahmen einzuleiten. In einem Umkreis von zweitausend Kilometern werden Sie keine vergleichbare Einrichtung finden! Das einheimische Personal wurde in den Vereinigten Staaten geschult – auf unsere Kosten selbstverständlich.«

»Haben Sie auch AIDS-Patienten in dieser Klinik?«, fragte ein Reporter der Washington Post.

»Ja, haben wir«, antwortete Dunham selbstsicher. »Wie Sie sicher wissen, ist der Grad der Durchseuchung mit HIV in der afrikanischen Bevölkerung recht hoch – es gibt keine genauen Zahlen – aber in Gabun liegt sie bei etwa acht Prozent – optimistisch geschätzt! Aber hier bei uns haben die Patienten Zugang zu modernen AIDS-Medikamenten, die sonst nur den Bewohnern reicher Industriestaaten vorbehalten ist.« Dunham lächelte zufrieden. Der Reporter der Washington Post war sichtlich beeindruckt.

»Mr. Dunham, Ihre Firma entwickelt zur Zeit ein Medikament, das gegen Ebola eingesetzt werden soll. Führen Sie an dieser Klinik Tests damit durch?«

»Oh, vielen Dank, dass Sie diese Frage stellen, Ms ...«, Dunham schielte auf das Namensschild einer jungen blonden Frau mit dunkler Sonnenbrille, die diese Frage gestellt hatte, »... Holmgren! Sie haben natürlich Recht! Restonal, das neuste Produkt der Pittsburgh Biotech Incorporated steht kurz vor der Markteinführung. Aber die klinischen Tests werden in den USA unter strenger Kontrolle der Food and Drug Administration in Washington in einem Hochsicherheitslabor durchgeführt. Wir haben es hier schließlich nicht mit Schnupfenviren zu tun!« Dunhams Tonfall wurde belehrend.

»Und worauf sind die gehäuften Todesfälle in dieser Klinik zurückzuführen?«, hakte Ms. Holmgren nach.

»Ms. Holmgren!«, konterte Dunham leicht gereizt, »Sie wollen der PBI doch nicht ernsthaft unterstellen, dass hier illegale klinische Tests an Menschen durchgeführt werden!«

»Doch, Mr. Dunham, genau das will ich!«

»Mmmh!« Dunham lächelte und spielte den Routinier, den nichts aus der Ruhe bringen konnte. Von welcher Zeitung kam diese blöde Kuh? Welcher Idiot hatte sie hier reingelassen? »Todesfälle gibt es in jeder Klinik. Letzte Woche hatten wir fünf Todesfälle, drei davon bedingt durch Malaria. Ja und dann hatten wir noch einen Schlangenbiss. Zwar halten wir Serum bereit, aber bei dieser Frau kam leider jede Hilfe zu spät. Der fünfte Todesfall war ein siebenjähriger Junge, der auf der Fernstraße von einem Holztransporter erfasst und erheblich verletzt worden war. Glauben Sie mir bitte, dieser Tod ging uns allen sehr nahe. Ich habe selbst einen Sohn in diesem Alter.«

Schweigen! Als ob die Gruppe eine Gedenkminute für das tote Kind einlegen würde, ging man wortlos durch den Gang, bis dieser sich zu einem Vorraum erweiterte. Endlich! Hier stand das angekündigte Buffet! Drei afrikanische Frauen in traditioneller Tracht bedienten George Dunham und seine Gäste mit gekühlten Getränken, Früchten und allerlei frisch zubereitetem Fingerfood.

Jetzt dachte jeder nur ans Essen – außer Jessica Holmgren. Während alle übrigen Anwesenden sich einen Pappteller und eine Papierserviette gegriffen hatten und kräftig zulangten, hatte sie sich unauffällig von der Gruppe abgesetzt. Sie kontrollierte ihre Sonnenbrille. Am linken Bügel befand sich eine Steuereinheit. Das LED-Licht blinkte blau und signalisierte, dass das Mikrofon und die kleine Videokamera, die unauffällig in die Mitte des Nasensteges eingearbeitet waren, alles aufzeichneten. Im Slot unter der Steuereinheit steckte eine Micro-SD-Karte, auf der eine Videodatei gespeichert wurde. Sie setzte die Brille wieder auf, obwohl die Lichtverhältnisse in den meisten Räumen und Winkeln dieser Klinik eher schummrig

waren. Ihre blonden Haare verdeckten die elektronischen Extras dieser Brille.

Als unabhängige Journalistin hatte sich Jessica Holmgren auf investigative Recherchen spezialisiert, an die sich sonst niemand wagte. Sie streckte ihre Reisekosten vor, sammelte vor Ort Beweise, filmte, fotografierte, schrieb Reportagen und verkaufte das Material an den Meistbietenden. Sie arbeitete im Hintergrund. Andere schrieben basierend auf ihrem Material die Artikel in Zeitungen, Online-Journalen oder berichteten für TV-Sender, während sie schon wieder an der nächsten Story dran war. Man musste schon genau recherchieren, um auf den Namen Jessica Holmgren zu stoßen – aber genau das erleichterte ihre Arbeit ungemein.

Jetzt musste sie sich beeilen. Die Gruppe von Journalisten war klein und übersichtlich. Ihr Fernbleiben vom Buffet musste früher oder später auffallen. Ohne anzuklopfen betrat sie wahllos eines der Zimmer und fand sich in einer Art Lagerraum wieder. Sie öffnete einen Schrank mit Medikamenten. Ihre Videobrille nahm alles auf, als ihr Blick langsam durch die Reihen schweifte. Sie würde die Aufschriften später anhand von Standbildern am Bildschirm analysieren. Schnell! Weiter in den nächsten Raum!

Dazu brauchte Jessica nicht zurück auf den Gang. Eine Verbindungstür führte in das angrenzende Zimmer, das mit modernstem technischem Equipment vollgestopft war. Jessica musste sich erst orientieren und es dauerte eine Weile, bis sie bemerkte, dass hier zwischen den unzähligen Monitoren ein Mensch lag, an den all diese Apparate angeschlossen waren. Jessica erschrak! Die junge Afrikanerin war vielleicht dreißig Jahre alt. Sie war nicht zugedeckt und lag nur mit einer Wegwerfwindel bekleidet auf dem Bett. Ihr schweißnasser Körper war übersät mit blutenden, eitrigen Wunden. Auch aus der Nase, dem Mund und dem rechten Auge floss Blut in dünnen Rinnsalen auf das Bettlaken. In ihrem linken Handrücken steckte ein Katheter, über den eine Infusionslösung eingeleitet wurde. Auf ihre Brust waren Kontakte geklebt, Kabel leiteten Signale zu einem Elektrokardiogramm.

Behutsam ging Jessica um das Bett herum. Jetzt bloß keine Kabel und Schläuche abreißen! Die Augen der Frau starrten auf die Zimmerdecke, sie schien nicht auf die Person an ihrem Krankenbett zu reagieren. Jessica hatte genug Ahnung von Tropenkrankheiten, um zu wissen, dass im Körper dieser Frau ein hämorrhagisches Fieber tobte. Ebola! Warum war diese Patientin nicht auf einer Isolierstation – oder wenigstens in einem aufblasbaren Zelt? Jetzt hatte Jessica das Fußende des Bettes erreicht und schauderte. Am rechten großen Zeh war ein Schild befestigt – wie bei einer Leiche. Auf dem Schild stand 'TFZ4GX'. Diese namenlose, lebende Tote war nur noch eine Seriennummer!

Auf einem Bildschirm neben dem Bett las Jessica wieder diese Seriennummer und daneben ein Name: Okanedo, Nomi; Date of Birth: 07/21/1989. Normalerweise schätzte Jessica Afrikanerinnen jünger als sie waren. Hier war es umgekehrt. Nomi Okanedo war nicht dreißig, sie war erst vierundzwanzig Jahre alt! Und sie war todgeweiht! Mit ihrer Videobrille schaute Jessica der Patientin direkt in die Augen. Sie wollte, ja sie musste, diesem Grauen ein Gesicht verleihen.

»Nomi?«, sagte Jessica mit gedämpfter Stimme, »Nomi, können Sie mich hören?«

Wie in Zeitlupe wandten sich die roten Augen von der Decke ab und starrten in Jessicas Richtung. Die Frau hatte sie gehört. Aber hatte sie sie auch verstanden? Jessica hatte Französisch gesprochen. Jetzt glaubte Jessica zu erkennen, dass Nomi erschrak. Eine weiße, blonde Frau mit dunkler Sonnenbrille! Jessica ärgerte sich über ihre eigene Taktlosigkeit.

»Nein, Nomi, nicht erschrecken, ich helfe Ihnen.« Jessica machte eine beschwichtigende Geste mit ihrer Hand. Nun drehten sich die müden Augen wieder zur Zimmerdecke.

»Sucht Sie! Irgendwo muss sie doch sein!«, tönte es vom Flur.

Hektisch sah sich Jessica nach einer Versteckmöglichkeit um, warf sich auf den

Boden und rollte sich unter das Krankenbett. Keinen Moment zu spät! Die Tür zum Krankenzimmer wurde aufgerissen.

»Hier ist sie nicht!«

Die Tür fiel wieder ins Schloss. Panik ergriff Jessica, als sie bemerkte, dass sie nur wenige Zentimeter neben einer übel riechenden Pfütze aus einem undefinierbaren Gemisch verschiedener Körperflüssigkeiten lag. Sie wusste, dass Ausscheidungen von Ebolapatienten, die sich im Endstadium der Krankheit befanden, in höchstem Maße infektiös waren. Jessica rückte ein Stück zur Seite. Wer jetzt den Raum betrat, musste sie entdecken. Nun hörte sie Schritte auf dem Korridor. Die Tür zum Nebenraum wurde geöffnet.

»Hier auch nicht!«

»Verflucht! Wo steckt diese Schlampe!«, hörte sie Dunham rufen. Die Schritte verhallten.

Jessica war wieder auf den Beinen und öffnete einen Spalt breit die Tür zum Gang. Die Luft war rein. Jetzt oder nie! Sie musste es wagen! Sekunden später befand sie sich wieder auf dem Korridor und ging langsam in die Richtung, wo sie den Vorraum mit dem Buffet vermutete.

»Ms. Holmgren!«

Jessica drehte sich um. Sie versuchte ruhig zu bleiben. George Dunham lief auf sie zu. Er schwitzte.

»Sorry, ich wollte mich vor dem Essen etwas frisch machen.«

»Für 'kleine Mädchen' geht es in die andere Richtung! Kommen Sie!«

Im Waschraum hatte Jessica es eilig, ihre Videobrille zu kontrollieren. Mist! Die LED-Leuchte blinkte nicht mehr, der Akku war leer. Wie lange hatte die Kamera noch aufgezeichnet?

»Um nochmal auf Ihre Frage von vorhin zurückzukommen ...« Dunham hatte sie beim Verlassen des Waschraums offensichtlich abgepasst. »Wenn Sie sich für unsere Ebola-Forschung interessieren, wenden Sie sich bitte an unsere Presseabteilung in Pittsburgh. Wie schon gesagt, diese Klinik dient nicht zu Forschungszwecken. Dies ist ein Ort der Wohltat und der Nächstenliebe!«

Jessica blickte in ein rundes, lächelndes Gesicht, das zu einem Fernsehpfarrer passte.

»Vielen Dank für den Hinweis, Mr. Dunham.« Jessica lächelte zurück, »aber ich informiere mich doch gerne vor Ort.«

»Na gut! Wenn Sie also schon mal hier sind, Ms. Holmgren – oder darf ich Jessica sagen? - ich kann ihnen gerne eine *Privatführung* durch das Klinikgelände anbieten. Aber wollen Sie nicht erst einmal etwas essen?«

Jessica war nicht entgangen, wie dieser fette, schmierige Schleimer beim Wort 'Privatführung' auf ihr Dekolleté gestarrt hatte.

»Nein, vielen Dank, Mr. Dunham. Ich glaube, ich habe mir eine leichte Magenverstimmung eingefangen.« Jessica legte ihre flache Hand auf ihren Oberbauch. »Ich werde jetzt wohl lieber ins Hotel zurückfahren.«

»Schade, Jessica! Sehr schade! Aber lassen Sie es mich wissen, wenn Sie etwas benötigen. Der schwarze Kontinent ist kein sicherer Ort für eine junge, attraktive Frau wie Sie.«

»Ich weiß, Mr. Dunham, ich weiß.«

Jessica musste den Schein wahren und konnte Dunhams dargebotene Hand zum Abschied nicht ablehnen. Hätte sie die Wahl gehabt, sie hätte lieber in einen Haufen Affenscheiße gefasst.

Ohne sich noch einmal umzuschauen, ging Jessica zügig aber ohne Hast in Richtung Ausgang. Der Mann vom Sicherheitsdienst verstand seinen Boss auch ohne

Worte. Dunhams leichte seitliche Kopfbewegung und ein angedeuteter Wink mit der Hand reichen.